

Sprache und Identität

Barbara Mertins

Sprache und Identität hängen bekannterweise sehr eng miteinander zusammen. Man könnte sagen, dass sie sich in gewisser Weise auch bedingen. Studien aus unterschiedlichen Forschungsbereichen belegen eindeutig, dass Menschenkinder ihre Sprache(n) nicht nur lernen, um ihre Bedürfnisse zum Ausdruck zu bringen und zu kommunizieren, sondern auch maßgeblich, um die eigene Identität zu stiften und zu entwickeln. Man könnte sogar sagen, dass Sprache in ihrer kommunikativen Funktion dazu dient, soziale Beziehungen und dadurch auch die eigene Identität aufzubauen.

Denn die eigene Identität ist stets in einer Gemeinschaft begründet. Es überrascht daher nicht, dass bestimmte Persönlichkeitsstörungen, z. B. der Autismus, mit spezifischen Störungen in der kognitiven, sprachlichen sowie sozialen Entwicklung einhergehen. Der Mensch als soziales Wesen sucht schon sehr früh die Anbindung an andere: Babys stimmen sich schon lange vor ihrem ersten Lebensjahr durch Stimme, Mimik, Gestik sowie Blickkontakt sprachlich und emotional mit der Bezugsperson ab (vgl. Leimbrink 2011, 2016; Feldman et al. 2011; Cirelli et al. 2016). Die frühere Sozialisation findet dann im Laufe des zweiten/dritten Lebensjahrs in der Kindertageseinrichtung statt. In diesem Kontext lernen Kinder nicht nur neue Erwachsene als Bezugspersonen kennen, sondern vor allem andere Kinder. So kann sich die erste sogenannte *Peergroup* bilden. Mit einer Peergroup werden neben äußeren Merkmalen wie Kleidung oder Spielzeug aber eben auch sprachliche Identitäten aneinander angepasst. So beobachten einige Studien, dass Kinder sprachliche Ausdrücke, aber auch die Aussprache von bestimmten Wörtern, aus den sprachlichen Gewohnheiten der Peergroup übernehmen und dabei das Vorbild der eigenen Familie verlassen (vgl. Blum-Kulka/ Gorbatt 2013).

Durch die Verzahnung von Sprache und Identität lässt sich im Prinzip auch sprachliche Diversität bezüglich unterschiedlicher Varietäten und Dialekte des Deutschen erklären. Auch wenn Dialekte z. B. aufgrund von großen räumlichen Entfernungen zwischen einzelnen Sprecher*innengruppen entstanden sind, ist das gemeinschaftliche Gefühl, zu einer Gruppe zu gehören, sicherlich einer der wichtigsten Einflussfaktoren für das Bestehen sprachlicher Diversität, auch weltweit. Hier muss natürlich zusätzlich erwähnt werden, dass die Verbindung zwischen Sprache und Identität auch mit anderen Merkmalen einhergeht. Dazu zählen unter anderem Tradition, Bräuche, gesellschaftliche und kulturelle Praktiken sowie der Umgang mit der eigenen Zugehörigkeit. Es kann also festgehalten werden, dass die Ausbildung der eigenen Identität und die damit verbundene Gruppenzugehörigkeit für den Menschen essenziell ist. Die Erkennung dieses Mengenverhältnisses (Mensch wird in eine Gemeinschaft hineingeboren) trifft selbstverständlich auch für Prozesse der Abgrenzung, z. B. im Zuge

des Herausbildens einer neuen Identität zu. Aber auch hier spielt dann die Sprache eine wesentliche Rolle, da sie diese Abgrenzung in ihrer Änderung begleiten kann. Außerdem ist anzumerken, dass eine solche Abgrenzung zum Teil auch ungewollt bzw. kontextbezogen erfolgt. Soziolinguistische Studien belegen dies im Hinblick auf die Nichtnutzung der Dialekte in Bildungskontexten zugunsten der Hochsprache (vgl. z. B. Berthele 2010). Hier stellt sich zurecht die Frage, ob eine solche Trennung sinnvoll ist. Eine umfangreiche Forschung, v. a. aus der Schweiz, stellt fest, dass sich die Nutzung der Dialekte in schulischen Kontexten nicht nur positiv auf die Bilingualität der Kinder oder der Schüler*innen auswirkt, sondern auch auf die Bildungssprache (z. B. Berthele 2006, 2008, 2010).

In diesem Beitrag geht es um die Identität bei Menschen, die mehr als eine Sprache sprechen und somit über zwei Identitäten verfügen und sich mehreren Gemeinschaften zugehörig fühlen. Zum einen sind das Menschen, die nicht in Deutschland geboren sind, hierzulande aber ihre zweite Heimat gefunden haben. Zum anderen geht es aber auch um in Deutschland geborene Menschen, die zwei- oder mehrsprachig aufgewachsen sind. Für beide Gruppen stellt das Thema Sprache und Identität eine große Herausforderung dar, oftmals in der Begegnung mit anderen Sprecher*innen, die auf eine subtile Art und Weise ihre Zugehörigkeit und somit Identität infrage stellen. Das Ziel des Beitrags ist, diese Herausforderungen näher zu beleuchten, mit Beispielen zu erläutern und aus psycholinguistischer Sicht die zugrundeliegenden Mechanismen unter die Lupe zu nehmen. Darüber hinaus will dieser Beitrag eine positive und reflektierte Basis für den Umgang mit Sprache, Identität und Mehrsprachigkeit schaffen.

Migration im Hintergrund

Wenn man im Deutschen bei Google das Stichwort „Migrationshintergrund“ eingibt, kommen in 0,42 Sekunden 3.330.000 Ergebnisse. Das erste Ergebnis ist eine Definition des Statistischen Bundesamtes. Das soziodemographische Merkmal „Migrationshintergrund“ besagt u. a. laut dieser Definition, dass eine Person selbst oder mindestens ein Elternteil nicht mit deutscher Staatsangehörigkeit geboren wurde (vgl. Statistisches Bundesamt 2022). Wie ist es aber, mit diesem Merkmal zu leben? Migrationshintergrund ist offenbar wie eine Krankheit – mit den Worten von Lena Gorelik: „[D]u hast da was“ (Gorelik 2012, 33f.). Das ist aus der Sicht derer, denen dieses Merkmal zugeschrieben wird, ein eindeutiges Wahrnehmungsmuster. Weiterhin funktioniert dieser Begriff nicht nur in sozialen Medien, bildungspolitischen Kontexten sowie groß skalierten Studien zu Kompetenzen von Schüler*innen à la PISA als eine Art negative Zuschreibung, die mit Problemen, mangelndem Schulerfolg und anderen nicht wertschätzenden Urteilen und Vorurteilen in Zusammenhang gebracht wird. Aus der Sicht der sogenannten ‚Migrant*innen‘ wird der Begriff als Zuschreibung oftmals falsch empfunden. Für viele in Deutschland geborene deutsch-türkische Sprecher*innen, die keine Migrationserfahrung gemacht haben, lauert diese aber im Hintergrund. Mit anderen Worten, der

Begriff suggeriert, dass Zugehörigkeit und Identität mit der Frage einhergehen, ob die Eltern bzw. die Vorfahren in Deutschland geboren wurden. Für die Herausbildung der eigenen Identität ist das keine gute Basis, da einer Person von Anfang an suggeriert wird, dass sie nicht dazugehört. Gleichzeitig bedeutet der Begriff Migrationshintergrund, dass man erst dann echt und ohne Vorbehalte Deutsch wird, wenn alle Vorfahren bis zur zweiten Generation zurück in Deutschland geboren wurden. Für das persönliche Wohlbefinden (vgl. Fereidooni/ El 2017; Dirim/ Mecheril 2018) ist dies menschlich eine Katastrophe. Aber auch für diejenigen, die selbst Migrationserfahrung haben, in Deutschland also nicht auf die Welt kamen, sondern im Laufe der Zeit die deutsche Staatsangehörigkeit erworben haben, stellt diese Tatsache eine große Hürde dafür da, um ‚Deutsch in Echtzeit‘ zu sein. Hier eine persönliche Anekdote dazu: In einem Austausch im erweiterten Kreise der Familie wurde die Amtszeit von Helmut Kohl diskutiert. Ich, die 2014 die deutsche Staatsangehörigkeit zu der bestehenden tschechischen bekam, habe sehr kritisch, sachlich und politisch gegen die Ära argumentiert. Mit der Aussage aus dem Kreis, „du kannst das sowieso nicht wissen, du bist ja nicht in Deutschland geboren“, wurde ich mundtot gemacht. Diese Anekdote zeigt, dass mit Zugehörigkeit und der eigenen Identität auch Rechte verbunden sind, deren Inanspruchnahme nicht selbstverständlich zu sein scheint.

An dieser Stelle stellt sich die große Frage für alle, die den sogenannten Migrationshintergrund haben und sich in Deutschland (trotzdem) heimisch und zugehörig fühlen, wie die von außen gestellten Weichen aussehen müssten, so dass sich der ‚Migrationshintergrund‘ nicht wie eine Krankheit anfühlt, nicht wie ein weiterer Stolperstein auf dem Weg liegt. In den weiteren Ausführungen wird vor allem die Wertigkeit von Sprachen eine Rolle spielen – eine Wertigkeit, die es in Wirklichkeit nicht gibt und wissenschaftlich nicht zu begründen ist, sondern nur als ein soziales Konstrukt von Sprecher*innen verwendet wird, um bestimmte Sprachen und Sprecher*innen aufzuwerten und andere abzuwerten. Wie später gezeigt wird, liegen den damit verbundenen Prozessen oft rassistische Vorstellungen zugrunde. In der Linguistik und Psycholinguistik sowie in der Sprachlehrforschung (vgl. Delucchi Danhier/ Mertins 2018; Heine 2017) gilt der Diskurs um den Migrationshintergrund schon lange als überwunden. Prägend beispielsweise für die besagten schulischen Leistungen ist nicht primär die eigene oder in der Familie bestehende Migrationserfahrung, sondern vielmehr der sozioökonomische Status der Familien und deren Bildungsferne/ -nähe. Außerdem gilt anzumerken (und das hängt mit der gerade erwähnten Wertigkeit direkt zusammen), dass nicht jede Migrationserfahrung als negativ aufgefasst und wahrgenommen wird. Niemand würde doch Kinder aus einer englisch-deutschen Akademikerfamilie ‚Kinder mit Migrationshintergrund‘ nennen. Dabei sind diese Kinder genauso wie die geflüchteten Kinder aus Afghanistan oder die hierzulande geborenen Kinder mit Herkunftssprache Kurdisch vom Migrationshintergrund ‚betroffen‘. Dennoch stellt der Begriff/ das Merkmal Migrationshintergrund eine Art offizielle Berechtigung dar, um Diskriminierung in schulischen und außerschulischen Kontexten zu legitimieren. So auch eine weitere Anekdote aus einem hoch angesehenen Gymnasium in der Stadt

Herne. Eine deutsch-spanisch bilinguale Schülerin soll sich für einen Leistungskurs entscheiden. Ihr Deutschlehrer legt ihr nahe, keinen LK in Deutsch zu belegen, mit der Begründung, dass sie doch „Migrationshintergrund“ hätte und daher ein LK in Deutsch für sie nicht gut wäre. Solche Empfehlungen sind nicht nur menschlich skandalös, sondern tragen auch aktiv dazu bei, dass sich weitere Stigmatisierungen ausbreiten und die Kluft zwischen denen, die vermeintlich dazugehören, und denen, die vermeintlich nicht dazugehören, immer größer wird.

Im Hinblick auf dieses sehr unglückliche und in der Funktion nicht tragbare Konzept des Migrationshintergrunds halte ich fest, dass der Begriff komplett abgeschafft werden sollte. Dies würde zum einen den wissenschaftlichen und bildungspolitischen Diskurs nach vorn bringen und erleichtern, und zugleich den richtigen Fokus setzen, nämlich auf den sozioökonomischen Hintergrund als wichtigste Variable für die beobachtbare Varianz. Zum anderen würde das aber aus Sicht des Individuums die Herausbildung mehrerer Identitäten sowie die Zugehörigkeit zu mehreren Heimaten erheblich erleichtern. Und obwohl ich nicht in Deutschland geboren wurde, ist der Gebrauch der Pluralform für das Nomen *Heimat* beabsichtigt.

„In Deutschland geborene Ausländer*innen“

Der im Verwaltungswesen sowie statistischen Erhebungen des Bundesamtes für Statistik verbreitete Begriff ‚in Deutschland geborene Ausländer*innen‘ repräsentiert aus meiner Sicht eine nächste Kategorie, die für das Herausbilden der eigenen Identität/ Identitäten, milde gesagt, eine Herausforderung darstellt. Welche Menschen fallen in diese Kategorie? Diese sind Kinder von ausländischen Eltern, die keine deutsche Staatsangehörigkeit zum Zeitpunkt der Geburt und/ oder eine Aufenthaltserlaubnis besitzen. In den bereits erwähnten Statistiken werden auch zu dieser Kategorie Daten erhoben und obwohl der Anteil nicht so hoch ist, ist diese Kategorie noch minderwertiger, als wenn man zumindest über einen ‚Migrationshintergrund‘ verfügt. Lassen Sie uns dieses Merkmal gedanklich durchgehen. Diese Personen werden also in Deutschland geboren, werden hier z. B. schon in der Kindertageseinrichtung und spätestens in der Schule sozialisiert, sprechen also irgendwann auch Deutsch, gehen auf deutsche Spielplätze, in deutsche Schwimmbäder, haben deutsche Freund*innen und wachsen auf jeden Fall auch im deutschen Kontext auf. Wenn die Inputquantität und -qualität im Deutschen passend ist, beherrschen sie die deutsche Sprache auf einem hohen Niveau. Dies alles kann natürlicher- und logischerweise dazu führen, dass diese Personen auch ihre deutsche Identität ausbilden. Wie ist aber ihr Zugehörigkeitsstatus, wenn sie aus der Sicht des deutschen Rechts keine Deutschen sind? Noch weitergedacht: Gibt es auch andere Merkmale, die dazu führen können, dass Menschen diskriminiert und dadurch ihre eigenen Identitäten infrage gestellt werden? Dazu gehören auf jeden Fall die Hautfarbe und andere physiognomische Merkmale (vgl. Fereidooni/ El 2017).

Es ist zwar so, dass seit 2000 ein neues Gesetz in Kraft getreten ist, das besagt, dass für in Deutschland geborene Kinder ausländischer Eltern das Geburtsortprinzip gilt (vgl. *ius soli*, § 4 Abs. 3 StAG). Die Bedingung dafür ist, dass mindestens ein Elternteil seit acht Jahren rechtmäßig seinen gewöhnlichen Aufenthalt in Deutschland hat und zum Zeitpunkt der Geburt ein unbefristetes Aufenthaltsrecht besitzt. Diese Abänderung des Gesetzes hört sich erst einmal gut an. Wer aber die Hürden kennt, die mit den beiden Bedingungen für Nicht-EU-Bürger*innen verknüpft sind, weiß, dass diese extrem schwer zu bewältigen sind, da die bürokratischen Anforderungen sehr hoch sind. Gleichzeitig muss angemerkt werden, dass diese im Wesentlichen positive Gesetzesänderung eine leichte Abmilderung des bestehenden Abstammungsprinzips (*ius sanguinis*; wörtlich „Recht des Blutes“) ist. Dieses Prinzip ist im Wesentlichen verankert im Grundgesetz der BRD (vgl. § 116 GG) und die einzige Ausnahme von diesem Abstammungsprinzip bezieht sich auf frühere deutsche Staatsangehörige, denen aufgrund des Zweiten Weltkriegs aus politischen, rassistischen oder religiösen Gründen die Staatsangehörigkeit entzogen wurde. Diese Menschen und ihre Abkömmlinge haben das Recht auf Wiedereingliederung. Für den juristisch-formalen Rahmen ziehe ich also das Fazit, dass das Abstammungsprinzip die juristische Grundlage darstellt und dass es für alle, die nicht von deutschen Eltern abstammen, nicht einfach ist, den offiziellen Status (Staatsangehörigkeit) zu erlangen. Wohlbemerkt, dass an diesen Status natürlich das Wahlrecht sowie beispielsweise bestimmte Förderungsmöglichkeiten, wie Stipendien, gebunden sind, die nur mit Einschränkungen in Anspruch genommen werden können. Aus der individuellen Perspektive betrachtet, kann man festhalten, dass beide Kategorien (Migrationshintergrund und in Deutschland geborene Ausländer*innen) als Nichtzugehörigkeitsstempel wahrgenommen werden. Diese können nicht nur zu Stigmatisierung führen, sondern auch dazu, dass die eigene deutsche Identität, die Heimatliebe und die Verwurzelung im eigenen Geburtsland nicht ausgebildet bzw. auch gestört werden kann (vgl. Hayali 2018). Obwohl ich persönlich der Meinung bin, dass die gesellschaftlichen Normvorstellungen und die damit zusammenhängende Stigmatisierung von vielen Sprecher*innengruppen im Hinblick auf die Ausbildung der eigenen Identität im Vergleich zu anderen Ländern wie den USA, Norwegen oder der Niederlande relativ ausgeprägt sind, bleibt es dennoch in der Hand der oben dargestellten den Sonderkategorien Zugehörigen, die eigene Situation zu analysieren, sich mit anderen auszutauschen und zu informieren und vor allem die eigene Haltung stärkend zu reflektieren. Hierzu gehört unter anderem auch die Angst bzw. Scham, die eigene Muttersprache zu sprechen, in der Öffentlichkeit zwischen Deutsch und der anderen Sprache zu wechseln oder die gesellschaftlich legitimierte, jedoch wissenschaftlich nicht belegte Notwendigkeit, sich für nur eine Identität von zwei entscheiden zu müssen bzw. nicht das Anrecht zu haben, zwei oder mehrere Identitäten und gar zwei Heimaten zu besitzen.

Aussprache – immer noch überlebensnotwendig?

Aussprache (Artikulation) ist eine sehr komplexe, meist physiologisch und biologisch verankerte Tätigkeit. Es ist ein Zusammenspiel von hochgradig präziser Muskelanspannung in Kombination mit Luftzufuhr und Schluckkontrolle. Dabei sind die Zunge, Zähne, Gaumen, Rachenbereiche sowie natürlich die Gesichtsmuskulatur beteiligt. Forschung zeigt (vgl. z. B. Kuhl et al. 1992; Kuhl et al. 2003; Kuhl et al. 2006), dass Babys zunächst alle Phoneme, die es auf der Erde gibt, unterscheiden können, wenn sie auf die Welt kommen. Erst nach ausgiebigem Input, etwa ab dem sechsten Monat, lernen Babys, die Sprache/ n aus ihrer Umgebung gezielt wahrzunehmen und werden dadurch bis etwa in den neunten Lebensmonat zu Expert*innen in der Wahrnehmung und Produktion der spezifischen phonematischen Inventare ihrer Muttersprachen. Da die phonematischen Kontraste sprachspezifisch sind (nicht alle Sprachen besitzen alle Phoneme, die es gibt) verlieren Babys mit einem Jahr die Fähigkeit, Laute zu unterscheiden, die es in ihren Muttersprachen als Phoneme nicht gibt. Allerdings muss hier betont werden, dass diese Diskriminierungsfähigkeit nicht komplett schwindet, sondern auch später im Leben, bei gegebener Motivation bzw. gegebenem Input, Antrieb und *Exposure* sogar nach der Pubertät auch noch erlernt werden kann (vgl. Bongaerts et al. 1997). In dieser besagten Phase können Babys das phonematische Repertoire auch von mehreren Sprachen natürlich erwerben. Diese Datenlage ist sehr wichtig, wenn man bedenkt, dass im Volksmund oft die Sprachkompetenz mit akzentfreier Aussprache einhergeht. Allerdings ist dieser Bezug wissenschaftlich recht fraglich, da eine akzentfreie Aussprache keine Rückschlüsse über die sprachlichen Kompetenzen eines*r Sprechers*in im Bereich der Syntax, der Pragmatik oder der Rechtschreibung geben kann.

Die Gründe für den hohen Stellenwert der Artikulation sind woanders angesiedelt. Sie hängen sehr eng mit der Zugehörigkeit zu einer Gruppe/ Gemeinschaft und der eigenen Identität zusammen. Aus evolutionsbiologischen Gründen ist es für den Homo Sapiens von großer Relevanz, eigentlich überlebensnotwendig, einer Gruppe zugehörig zu sein. Die Aussprache ist dabei das erste Merkmal, durch welches Menschen andere Menschen sofort als ihrer Gruppe zugehörig oder nicht zugehörig einstufen. Die andere Seite der Medaille besteht in dem Drang der Babys und Kinder, ihre Muttersprachen der Umgebung angepasst zu erwerben. Es ist einer der wichtigsten soziolinguistischen Gründe, warum Dialekte und Soziolekte noch gesprochen und an Kinder weitergegeben werden: Das Gefühl der Zugehörigkeit hängt mit *peer pressure* sowie der Ausbildung der eigenen Identität sehr eng zusammen. Aber wie hängt dies mit der Evolution zusammen? Die moderne Geschichte des Homo Sapiens ist in Anbetracht der Evolutionsentwicklung eine ziemlich kurze. Die ältesten bisher bekannten Homo-Sapiens-Fossilien sind etwa 195.000 Jahre alt. In der damaligen Zeit war die Existenz unserer Gattung außerhalb einer Gruppe unmöglich, existenziell hochgradig bedroht und die Gruppenzugehörigkeit überlebensnotwendig. Es ist daher naheliegend und

aus der Evolutionsbiologie bekannt, dass solche Ängste und Erfahrungen in unseren Gehirnen immer noch eine wichtige, vielleicht sogar entscheidende Rolle spielen (vgl. Johansson 2005). Man kann also sagen, dass die zugrundeliegenden, komplett unreflektierten und tief verankerten Gründe der Diskriminierung unserer Angst ums Überleben entspringen. Dies soll keineswegs Diskriminierung jeglicher Art rechtfertigen, könnte aber helfen, die eigene Haltung zu verstehen und somit auch zu ändern. Die Übertragung der für das Ohr wohlgeformten Artikulation auf andere linguistische Fähigkeiten bleibt aber auch weiterhin falsch und absurd.

Was Aussprache anbetrifft, sind hier auch die vermeintlichen Normen genau zu betrachten. Es ist aus der Forschung bekannt, dass unterschiedlichen deutschen Dialekten bzw. Varietäten unterschiedliche Wertigkeiten zugeschrieben werden (vgl. z. B. Jakob 1992). Aus Erfahrung wissen wir aber auch, dass das sogenannte Hochdeutsch oder gar die Bühnenaussprache, die man z. B. in den Medien hört, in Regionen mit starken dialektalen Ausprägungen belächelt wird und ein Grund zum Ausschluss sein kann. Das gleiche lässt sich natürlich auch über Fremdsprachenakzente sagen. Es gibt Akzente, die als sympathisch und eben akzeptabel angesehen werden, z. B. (klassisch) der französische Akzent im Deutschen, und andere, die diesen komplett willkürlichen Vorteil nicht genießen. Eine eigene, bislang nicht veröffentlichte Pilotstudie zeigt, dass bei mündlicher Produktion von L2-Sprecher*innen bei hervorragend gemeisterter Aussprache von grammatischen Fehlern beim Beurteilen der Kompetenz abgesehen wird, während bei L2-Sprecher*innen mit hervorragender grammatischer Kompetenz und starkem Akzent die allgemeine Sprachkompetenz eher harsch beurteilt wird. In der schriftlichen Produktion ist dagegen eine korrekte Grammatik ausschlaggebend dafür, ob Muttersprachler*innen L2-Sprecher*innen als muttersprachlich oder nicht muttersprachlich einstufen.

Für einen selbst kann ein Akzent jeglicher Art identitätsstiftend sein, vielleicht auch besonders dann, wenn man sich eben zwei Gesellschaften/ Kulturen zugehörig fühlt. Aus der Sicht der Multilingualen spricht alles dafür. Es ist wieder das monolinguale Paradigma im Hinblick auf Färbungen aller Art im Bereich der Artikulation, das eine Norm pflegt. Aber auch hier führt die sogenannte monolinguale Fiktion (vgl. Delucchi Danhier/ Mertins 2018) dazu, dass alle Sprecher*innen an einer idealisierten Artikulationsnorm gemessen werden, die in der Realität nicht existiert.

Das menschliche Bedürfnis nach Zugehörigkeit ist soziolinguistisch sinnvoll, kulturell verankert und evolutionär geprägt. Es ist aber an der Zeit, sich von der Überlebensangst, die eigene Gruppe zu erweitern bzw. zu verlassen, zu trennen. Gefährliche Tiere und Feinde lauern nicht mehr um uns herum, die „schöne neue Welt“ (Huxley 1981) basiert auf Vertrauen, Empathie und Offenheit.

Wie stark Aussprache und die eigene Identität sowie die Gruppenzugehörigkeit miteinander zusammenhängen, zeigen zahlreiche persönliche Erfahrungen. Diese beziehen sich auf die Art und Weise, wie der eigene Name, der eben nicht ‚typisch deutsch‘ bzw. ‚typisch ausländisch‘ klingt, ausgesprochen wird. Mittlerweile heißen

zwar Kinder in den in deutschen Schulen verwendeten Lehrbüchern nicht nur Emma und Ben, sondern auch Fatma und Metin, die Vielfalt und vor allem die Variation in der Aussprache von Eigennamen ist dennoch enorm. Es soll nicht als ein Vorwurf interpretiert werden, aber viele in Deutschland geborene Mehrsprachige finden sich mit einer nicht wohlklingenden Aussprache ihres Namens ab. So berichten meine Studierenden mit Türkisch, Russisch, Persisch oder Ukrainisch, die eine deutsche Staatsangehörigkeit haben und hierzulande aufgewachsen sind, dass sie an die falsche Aussprache von ihren Namen „mittlerweile gewöhnt“ seien: „Es geht ja schon 23 Jahre so.“ Andere Studierende nutzen nicht ihren ersten, sondern ihren zweiten Namen, da dieser eher im deutschsprachigen Raum bekannt ist und deswegen mit weniger Hürden aussprechbar. Außerdem ist es bekannt, dass beispielsweise chinesischsprachige Menschen ihre chinesischen Vornamen zugunsten eines für Deutsche einfach aussprechbaren Namen aufgeben. Aus Berichten weiß ich sogar, dass in manchen Fällen der ‚neue Name‘ Eingang in die offiziellen Dokumente findet oder sogar, wie im Falle einer vietnamesischen Familie, der Nachname zum Vornamen in den offiziellen Dokumenten gemacht wurde (im Übrigen scheint dieser Schritt nicht rückgängig gemacht werden zu können).

Natürlich wird hier nicht erwartet, dass alle Namen der Welt in die deutsche Sprache Eingang finden und automatisch, problemlos und auf muttersprachlichem Niveau wiedergegeben werden. Vielmehr soll hier der Denkprozess angeregt werden, welche Konsequenzen solche alltäglichen Situationen und Prozesse für die zwei zentralen Konzepte dieses Beitrags haben: die Herausbildung einer eigenen deutschen Identität (eventuell auch neben einer anderen Identität) und des Empfindens eines Gemeinschaftsgefühls sowie von Gruppenzugehörigkeit. Aus dem schulischen Kontext ist bekannt, dass Kinder trotz des eigenen Beharrens auf der richtigen Aussprache ihres Namens anders genannt werden. Dies betrifft sowohl die Lehrkräfte als auch die Mitschüler*innen. Solche ‚Praktiken‘ fördern keinen Zusammenhalt, sondern Ausschluss. Man könnte auch sagen, wo kein Wille ist, ist auch kein Weg. Ich bin mir hier sehr sicher, dass der gute Wille, einen nicht bekannten oder üblichen Eigennamen zielsprachig auszusprechen, bereits die halbe Miete ist. Der gute Wille ist nicht mit Perfektion gleichzusetzen. Wenn es um Identitäten geht, und hier plädiere ich ganz stark für die Pluralform, ohne gleich an doppelte Persönlichkeit denken zu müssen, muss es möglich sein, auch aus Treue zu den eigenen, nichtdeutschen Wurzeln, Vor- aber auch Nachnamen der Vorahren weitergeben zu können. Die Idee ist also, dass eine Identität nicht auf Kosten der anderen gelebt werden soll oder muss, sondern beide *Identitäten* zugleich gelebt und gefühlt werden dürfen.

Dies geht natürlich mit dem Pluralkonzept der Heimaten einher, da, wer sich beheimatet, zugehörig und mit bestimmten Werten identifiziert fühlt, auch an dem Ort/ an den Orten zu Hause ist. Es ist eine spannende Feststellung, dass es in der deutschen Sprache tatsächlich das Lexem Heimat nur im Singular gibt. Ich bin mit Dunja Hayali einverstanden und schlage das Wort Heimat – wie schon weiter oben – in der Mehrzahl zur Verwendung vor (vgl. Hayali 2018, 11). Die Gründe für diese gerade im

Detail beschriebene Diskontinuität und persönliche Dissonanz sind nicht nur extern, sondern auch intern. Damit meine ich die eigene Selbsthemmung, verbunden mit Scham, Angst und auch mangelndem Selbstbewusstsein, da es letzten Endes auch gilt, in einer offenen und im Prinzip gastfreundlichen Gesellschaft den eigenen Platz und Raum einzufordern. Dafür ist jede*r eigenverantwortlich.

Die neue Verortung

Jedes Semester führen Studierende im Rahmen meiner Veranstaltungen Umfragen durch, in denen persönliche Haltungen, Überzeugungen sowie das Wissen zum Thema Mehrsprachigkeit untersucht wird (Mertins/ Delucchi 2022). Die gute Nachricht ist, dass sich die Befunde im Zeitraum der letzten sechs Jahre signifikant in Richtung einer positiven, willkommen heißenden Haltung der Mehrsprachigkeit gegenüber sowie eines Zuwachses an Wissen in diesem Bereich entwickelt haben. Die weniger gute Nachricht ist, dass es auf den deutschen Schulhöfen und in deutschen Klassenzimmern nach wie vor Sprachverbote gibt und dass das subjektive Empfinden der Menschen, um deren Identität und Existenz es hier geht, mehr oder weniger unverändert bleibt.

Wo liegt also der Hund begraben? Eine eindeutige Antwort habe ich nicht, aber die in diesem Beitrag besprochenen Begriffe wie z. B. *Migrationshintergrund* oder *in Deutschland lebende Ausländer*innen*, tragen zu keinem Paradigmenwechsel bei. Außerdem können Befragungen nur die dargestellten Haltungen und Überzeugungen messen, nicht das eigentliche Handeln. Aus meiner Sicht als nicht in Deutschland geborene Wissenschaftlerin liegt die Kraft in der Änderung der eigenen Perspektive. Deswegen plädiere ich dafür, dass sich alle, die sich hier angesprochen fühlen, ihre Identitäten und Heimaten selbst aussuchen und diese einnehmen. Da ich Linguistin bin, kann ich den Weg über die Sprache empfehlen. Ob Deutsch als Zweitsprache, Fremdsprache, mit oder ohne Akzent, es kann ja deine Sprache werden und sein. Die monolinguale Fiktion zeigt deutlich auf, dass es im Hinblick auf die vermeintliche Norm keine schwarz-weiße Realität gibt. Das Konzept der Teilhabe hängt mit dem Thema dieses Beitrags zusammen, indem sich über das Konzept der Zugehörigkeit zu einer Gruppe auch automatisch das Recht auf Teilhabe in den verschiedensten Bereichen ergibt. Gleichzeitig bedeutet das Wort *Teilhabe*, dass auch die*derjenige, die*der teilhaben möchte, daran aktiv teilnehmen muss. Mit anderen Worten, eine erfolgreiche Teilhabe geht mit einer Teilnahme einher. Das bedeutet also, dass es bei Sprache und Identität darum geht, dass zum einen die zum Teil an Rassismus und Stigmatisierung grenzenden alten Verhaltensmuster sichtbar werden müssen, dass sich zum anderen aber auch die Personen, die unter diesen Mustern leiden, dagegen erheben. Aus meiner Sicht entstehen genau in der Synthese dieser beiden Bewegungen neue Räume, in denen neue Verortung möglich ist. Wichtig dabei ist, nicht zu vergessen, dass diese Verortung die ganze Gesellschaft betrifft. Bewegung kommt mit Energie zusammen. Daher reicht es nicht aus, eine gute Absicht zu haben. Diese darf und soll auch gelebt werden.

Literatur

Berthele, Raphael (2006): Dialekt, Standard und Mehrsprachigkeit. Eine Polemik in selbstbewusstem Hochdeutsch. *Mundart. Forum des Vereins Schweizerdeutsch* 14, 2, 1-6.

Berthele, Raphael (2008): Dialekt-Standard Situationen als embryonale Mehrsprachigkeit. Erkenntnisse zum interlingualen Potenzial des Provinzlerdaseins. *Sociolinguistica* 22 (1), 87-107.

Berthele, Raphael (2010): Dialekt als Problem oder Potenzial. Überlegungen zur Hochdeutschoffensive in der deutschen Schweiz aus Sicht der Mehrsprachigkeitsforschung. In: Bitter-Bätting, Franziska/ Tanner, Albert (Hrsg.): *Sprachen lernen – durch Sprache lernen*. Zürich: Seismo, 37-52.

Blum-Kulka, Shoshana/ Gorbatt, Naomi (2013): "Say Princess": the challenges and affordances of young Hebrew L2 novices' interaction with their peers. In: Cekaite, T. / Blum-Kulka, S. / Grøver, V. / Teubal, E. (Eds.): *Children's Peer Talk: Learning from Each Other*. Cambridge: Cambridge University Press, 169-193.

Bongaerts, Theo / van Summeren, Chantal / Planken, Brigitte / Schils, Erik (1997): Age of Ultimate Attainment in the Pronunciation of a Foreign Language. *Studies in Second Language Acquisition* 19, 4, 447-465.

Cirelli, Laura K. / Wan, Stephanie J. / Spinelli, Christina / Trainor, Laurel (2016): Effects of Interpersonal Movement Synchrony on Infant Helping Behaviors. Is Music Necessary? *Music Perception: An Interdisciplinary Journal* 34, 3, 319-326.

Delucchi Danhier, Renate/ Mertins, Barbara (2018): Psycholinguistische Grundlagen der Inklusion. Schwerpunkt Bilingualismus. In: Hußmann, Stephan/ Welzel, Barbara (Hrsg.): *Dortmunder Profil für inklusionsorientierte Lehrerinnen- und Lehrerbildung*. Münster: Waxmann, 161-178.

Dirim, Inci/ Mecheril, Paul (2018): *Heterogenität, Sprache(n) und Bildung*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

Feldman, Ruth; Magori-Cohen, Romi; Galili, Giora; Singer, Magi; Louzoun, Yoram (2011): Mother and infant coordinate heart rhythms through episodes of interaction synchrony. *Infant Behavior & Development* 34, 4, 569-577.

Fereidooni, Karim/ El, Meral (2017): Rassismus im Lehrer_innenzimmer. In: Fereidooni, Karim/ El, Meral (Hrsg.): *Rassismuskritik und Widerstandsformen*. Wiesbaden: Springer VS, 477-492.

Gorelik, Laura (2012): „Sie können aber gut Deutsch!“. *Warum ich nicht mehr dankbar sein will, dass ich hier leben darf, und Toleranz nicht weiterhilft*. München: Pantheon.

Hayali, Dunja (2018): *Haymatland. Wie wollen wir zusammenleben?* Berlin: Ullstein.

Heine, Lena (2017): Sprachförderung für Schüler*innen mit Zuwanderungsgeschichte? Zum Zusammenhang zwischen Mehrsprachigkeit, Kompetenzen im Deutschen und Schulleistungen. Vortrag im Kolloquium Mehrsprachigkeit, TU Dortmund, 31. Mai.

Huxley, Aldous (1980): *Schöne neue Welt*. übersetzt v. Herlitschka, Herberth E. Darmstadt: Fischer.

Jakob, Karlheinz (1992): Prestige und Stigma deutscher Dialektlandschaften. *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 59, 2, 167-182.

Johansson, Sverker (2005): *Origins of Language: Constraints on Hypotheses*. Amsterdam: John Benjamins.

Kuhl, Patricia K.; Williams, Karen A.; Lacerda, Francisco; Stevens, Kenneth N.; Lindblom, Björn (1992): Linguistic experience alters phonetic perception in infants by 6 months of age. *Science* 255, 606-608.

Kuhl, Patricia K.; Tsao, Feng-Ming; Liu, Huei-Mei (2003): Foreign-language experience in infancy: Effects of short-term exposure and social interaction on phonetic learning. *Proceedings of the National Academy of Sciences* 100, 15, 9096-9101.

Kuhl, Patricia K.; Stevens, Erica; Hayashi, Akiko; Deguchi, Toshisada (2006): Infants show a facilitation effect for native language phonetic perception between 6 and 12 months. *Developmental Science* 9, 2, F13-F21.

Leimbrink, Kerstin (2011): Die Entwicklung sprachlich-kommunikativer Fähigkeiten im ersten Lebensjahr. In: Hoffmann, Ludger; Leimbrink, Kerstin; Quasthoff, Uta (Hrsg.): *Die Matrix der menschlichen Entwicklung*. Berlin/ Boston: De Gruyter, 274-303.

Leimbrink, Kerstin (2016): *Kommunikation von Anfang an: Die Entwicklung von Sprache in den ersten Lebensmonaten*. 2. Auflage. Tübingen: Stauffenburg.

Mertins, Barbara/ Delucchi, Renate (2022): Warum Mehrsprachigkeit einfach mehr ist. Die Rolle von individuellen Überzeugungen im Mehrsprachigkeitsdiskurs. In: Mertins, Barbara/ Ronan, Patricia (Hrsg.): *ankommen // angekommen*. Bielefeld: Bertelsmann, 41-55.

Statistisches Bundesamt (2022): Migration und Integration. Migrationshintergrund. Unter: www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/Glossar/migrationshintergrund.html; Zugriff: 05.06.2022.